

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 32 (1991)
Heft: 8

Artikel: Revolution statt Reform?
Autor: Beklanow, Michail
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michail Beklanow, Moskau

Revolution statt Reform?

In der Aprilnummer der sowjetischen Monatszeitschrift «Sputnik» veröffentlichte dessen Chefredaktor den folgenden Beitrag als Editorial.

Den Generalsekretär beerdigten wir wie folgt: Abends begaben wir uns zum Gogolewski Boulevard, wo sich bereits zahlreiche Menschen befanden, die ebenso wie wir herbestellt worden waren. Da hatte jede Organisation eine ganz bestimmte Zahl von Vertretern zu entsenden, die den Toten auf seinem letzten Weg begleiten sollten. Es war kalt, wir traten von einem Bein aufs andere und wärmten uns mit gedämpften Gesprächen. «Ich würde gern wissen», sagte plötzlich einer von uns, «wo es diesmal langgehen wird. Wie beim letzten Mal?» Doch da hielt er auch schon erschrocken inne und blickte sich um.

So hatten wir Andropow zu Grabe getragen. Einige Zeit zuvor hatten wir Breshnew beerdigt. Und bald schon lag Tschernenko auf der Lafette. Dann hatte die Perestroika begonnen.

Das war vor nur sechs Jahren gewesen. Und obwohl man den Eindruck hat, als sei ein ganzes Leben vorübergegangen, waren wir doch unmittelbare Zeugen von all dem, und lange her ist das keineswegs. Da hatten wir Angst vor dem eigenen Schatten gehabt, waren völlig apathisch und zynisch gewesen, hatten uns Witze wie den folgenden erzählt: Was ist der Unterschied zwischen Andropow und Tschernenko? Der eine brauchte Netzanschluß, der andere funktionierte mit Batteriebetrieb. Und mit einemmal waren aus jenen himmlischen Höhen, aus dem für uns unerreichbaren Arbeitszimmer im Kreml menschliche, kluge, bittere, aber doch Hoffnung weckende Worte zu uns gedrungen. Das war kaum zu fassen gewesen. Besonders unwahrscheinlich hatte es uns geschienen, daß die Befreiung, die Freiheit von oben kam, von dort, von wo gestern noch genau das Entgegengesetzte ausgegangen war.

Je tiefgreifender der Wandel wurde, um so größer wurde unsere Hoffnung. Was uns zunächst als Fassadenkosmetik vorgekommen war, wurde zu einer echten Umgestaltung unseres brüchig gewordenen Staatsgebäudes. Die übrige Welt reihte sich später als wir in diesen Hoffnungswettlauf ein, hatte

uns jedoch im Handumdrehen in puncto Begeisterung überholt. Und selbst dann noch, als bei uns unter der Bürde der Probleme und Fehler die Illusionen ein wenig schrumpften, nahm im Ausland der Enthusiasmus noch zu. Doch am Ende des sechsten Perestroika-Jahrs ging dann auch dort die Begeisterung über das «sowjetische Wunder» zurück.

Laut Angaben von Akademiemitglied Tatjana Saslawskaja waren 1990 die charakteristischen Gefühlsregungen in unserem Land Bosheit und Aggressivität sowie Apathie und Müdigkeit. Auf die Frage, wann er mit einer Verbesserung der Lebensverhältnisse rechne, antwortete jeder dritte Befragte: «Nie!» Waren wir da wieder angelangt, wo wir losgegangen waren?

Offenbar bilden die vergangenen sechs Jahre den Abschluß eines noch nicht ganz klaren Abschnitts in unserer Geschichte. Allerdings wäre es unrichtig zu behaupten, wir seien wieder am Ausgangspunkt angelangt. Vor sechs Jahren waren in unserem Land soziologische Umfragen undenkbar. Hätte man dennoch eine durchgeführt, so hätte – dessen bin ich mir sicher – unmittelbar vor Beginn der Perestroika nicht ein Drittel mit einem «Nie!» geantwortet, sondern die absolute Mehrheit.

Entscheidend ist jedoch nicht allein der Grad der Hoffnung. Das Modell der Erneuerung, mit dessen Verwirklichung die Initiatoren der Perestroika – von Zweifeln gequält und in einem erbitterten politischen Kampf – im April 1985 begannen, hat sich anscheinend erschöpft. Offenbar ist dies eine unerläßliche Etappe von Veränderungen gewesen, aber eben nur eine Etappe.

Die tragischen Januarereignisse im Baltikum, das in Vilnius und Riga vergossene Blut, haben endgültig die Richtigkeit der Vermutung bestätigt, daß eine Fortsetzung der «Revolution von oben» nicht möglich ist. Im Unterschied zu den meisten Unionsrepubliken haben sich die baltischen Republiken von Anfang an für den gewaltfreien Weg entschieden. Obwohl die Methoden, derer sie sich bedienten, alles andere als makellos waren und obwohl sie sich nicht weniger Fehler zuschulden kommen ließen als Moskau, gab es immer noch die Möglichkeit, für die ethnischen Probleme eine politi-

sche Lösung zu finden und eine auf völlig neuartigen Prinzipien beruhende Union zu schaffen. Solange es nicht zu dem Blutvergießen gekommen war. Heute ist klar, daß das Modell der «vertikalen» Verbindungen zwischen Zentrum und einzelnen Republiken, welche Form es auch immer annehmen mag, im Kern untauglich ist.

Ich denke, daß unser einstiger Landsmann Alexander Janow, der heute Professor an der New Yorker Universität ist, völlig recht hatte, als er in einem Interview für die sowjetische Wochenschrift «Ogonjok» sagte: «Das Komplizierte an der Reform besteht darin, daß man sich von ihr eine revolutionäre Wirkung erwartet. Das ist das natürliche Streben von politisch Unerfahrenen. Wenn jedoch diese Reform zur Revolution eskaliert, dann wird dies eine Konterreform mit unvorhersagbaren Folgen.»

Die ermüdeten, gepeinigten Menschen möchten schon heute Veränderungen, und das Volk begrüßt freudig die Revolution, ohne zu ahnen, daß eine jede Revolution unweigerlich zu einer Diktatur führt. Und nur konsequent durchgeführte Reformen vermögen eine demokratische Gesellschaft hervorzubringen, wie langsam dieser Prozeß den jeweiligen Zeitgenossen auch vorkommen mag.

Doch nicht nur wir haben Illusionen. Die Perestroika hat in der Welt Hoffnung auf eine neue vernünftige Lebensordnung aufkommen lassen, in der es keinen Platz mehr für Gewalt geben wird. Die Explosionen der Bomben im Persischen Golf haben von diesen Hoffnungen nichts übriggelassen.

Unser Leben ist in eine Periode eingetreten, die Tatjana Saslawskaja sehr treffend mit einem Zug verglichen hat: Da ist ein Zug in einen Tunnel eingefahren, hat dessen Mitte erreicht, und nun ist weder vorn noch hinten Licht zu sehen. Man glaubt sich in ewiger Finsternis. Das schlimmste in diesem Augenblick wäre es, anzuhalten, damit ein jeder Fahrgast selbst nach dem Ausweg aus dem Tunnel sucht. In einer solchen Situation gibt es nur eins: Man muß weiterfahren, und wenn auch nur langsam, aber man hat ja die Gewißheit, daß es am Tunnelende wieder hell werden wird. ■